

Fort ist fort

Fort ist fort, sagten meine Großeltern und meinten damit, man solle einer verlorenen Sache nicht nachweinen. In der harten Alltagssprache arbeitender Menschen wurde diese Formel auch auf Wohnhäuser, Erinnerungsstücke und Menschen angewandt, vor allem solche, die in den Wirren der Kriegsjahre abhandengekommen waren.

Die Eltern meiner Eltern waren das, was man lange die Kriegsgeneration nannte: Fleißig, bescheiden, hart im Arbeiten und Nehmen, sehr streng mit ihren Kindern und immer noch recht bestimmt im Umgang mit ihren Enkeln. Fleißig sollte man sein, sparsam, nicht nur mit dem Geld, sondern auch mit Worten. Man redete nicht über Dinge, die geschehen und nicht mehr zu ändern waren. „Glücklich ist, wer vergisst...“, summte unsere Großmutter manchmal vor sich hin. Ich glaube, die Melodie ist aus einer Operette von Robert Stolz, dessen handsigniertes Foto auf einem Ehrenplatz stand.

Karl und Franziska Hacker waren in etwa derselbe Jahrgang wie mein Wiener Großvater. Doch, obwohl er in seiner

Jugend einmal kurz entschlossen zum steirischen Erzberg geradelt war und am selben Wochenende wieder zurück, ist er wohl kaum durch Erlach gefahren und hätte weder das Geschäft der Hackers noch ihre Synagoge gesehen. Wenn, dann hätte ihn ein jüdisches Geschäft nicht überrascht. Für seine Generation galt, dass man „beim Juden“ günstig einkaufen konnte.

Leute wie die Hackers waren in Gesprächen mit unseren Großeltern kein Thema, denn über die Jahre 1938 bis 1945 wurde wenig gesprochen, und schon gar nicht über die verschwundenen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger. Nur in einer Geschichte meiner Großmutter kamen einmal zwei Juden vor, zumindest glaubte ich das lange. Erst Jahre später ging mir auf, dass sie nur einen Sketch nacherzählt hatte, den zwei antisemitische Komödianten auf einem Ausflugschiff vorgeführt hatten.

Geschwiegen hat diese Generation, wie wir wissen, bis zuletzt. Nichttäter (wie meine Großeltern) und scham- und reuevolle Täter, die später doch noch zur Ver-

antwortung gezogen hätten werden sollen, hielten vorsorglich den Mund. Wer nachfragte, bekam sparsame Antworten: „Es war Krieg.“ „Geschehen ist geschehen.“ „Fort ist fort.“

Meine Großeltern sind vor vielen Jahren verstorben, im Bewusstsein eines sehr harten, aber letztlich erfüllten und glücklichen Lebens. Die Hackers endeten in Theresienstadt.

Die Gemeinde Bad Erlach hat nun die durch die Landesausstellung sich bietende Chance genützt, das Schweigen, spät aber doch, zu brechen. Mit einem Anteil von etwa 10% an der Ortsbevölkerung war die jüdische Gemeinde in Erlach überdurchschnittlich groß. Die Familien Abeles, Wolf und Hacker waren hier im Lauf des späten 19. Jahrhunderts aus anderen Teilen der Monarchie zugezogen und hatten die Wirtschaft des Ortes wesentlich geprägt. Textilwerk, Wollreißerei und verschiedene Einkaufsbetriebe, wie etwa die Weinhandlung der Hackers, sorgten für Arbeit, sozial verträgliche Beschäftigungsverhältnisse und einen sehr bescheidenen Wohlstand. Die Textilfabrik der Wolfs etwa bot nicht nur Arbeiterquartiere, sondern auch eine Schule und eine Bäckerei. Religiöse Vorurteile spielten damals für beide Seiten keine Rolle. Berichte der wenigen noch lebenden Zeitzeugen ergaben, dass in den schwierigen Jahren der Zwischenkriegszeit die jüdischen Geschäftsleute wegen ihrer kundenfreundlichen Zahlungsbedingungen und ihrer stillen Großzügigkeit eher beliebt waren.

Das Anschlussjahr und die durch die Nationalsozialisten betriebene Entmenschlichung erreichten jedoch auch das kleine Bauern- und Arbeiterdorf Erlach. Die jüdischen Geschäfte wurden enteignet



Ausstellungsraum

© Harald Wrede

© Bernadette Dewald



Schofar (Horn eines Widders, zu rituellen Zwecken)

(„arisiert“), die Bewohner vertrieben und später ermordet. Die Synagoge der Hackers, die in unmittelbarer Nachbarschaft der damals neu erbauten Erlacher Kirche stand, wurde erst als Sportraum für die Hitlerjugend, dann als Lager für Kriegsgefangene missbraucht und nach dem Krieg abgerissen. Bis vor wenigen Jahren erinnerten nur eine Gedenktafel und zwei „Stolpersteine“, die an der Pitenlände verlegt wurden, an das Schicksal dieses einen Paares, genau an jener Stelle, wo der streng gläubige Karl Hacker seine Synagoge eingerichtet hatte.

Wie baut man dem ausgelöschten Leben ein Museum? Diese Frage musste sich Prof. Dr. Martha Keil stellen, die von der Gemeinde beauftragt wurde, die Ausstellung zu kuratieren. Schließlich fand sie ein Konzept in der Formel „Mit ohne Juden“: Im neu adaptierten Hackerhaus, dem letzten noch weitgehend erhaltenen Privathaus aus jüdischem Besitz, dokumentiert sie in einer detailreich und liebevoll gestalteten Rekonstruktion, wie freundliches Zusammenleben zerstört, menschliche Existenzen vernichtet und die Wiedergutmachung über Jahrzehnte verschleppt wurden.

Das „Hackerhaus“, eine von entfernten Verwandten Karls und Franziska Hackers geführte Gemischtwarenhandlung, wurde von der Gemeinde erworben und in ein Museums- und Veranstaltungszentrum umgebaut, das für sich bereits durchaus sehenswert ist. Die Ausstellung

darin ist eine liebevoll gemachte Einführung in das damals so reiche jüdische Leben in der Region. Raffinierte elektronische Rekonstruktionen zeigen die Verbreitung der aktiven jüdischen Gemeinden im Land, bieten einen Einblick in die Architektur

der zahlreichen Synagogen, von denen nur noch ein Bruchteil steht und sie erinnern an die vielen namenlosen Menschen, die getötet wurden, nur weil andere Menschen ihnen das Lebensrecht aberkannt hatten.

Sakrale Gegenstände wie das Schofar-Horn geben Einblick in das Heilige im jüdischen Alltagsleben. Besonders berührend: das Schicksal des Seder-Tellers, der im „Wohnzimmer“ der Hackers präsentiert und erklärt wird.

Ton- und Bilddokumente, Zeitzeugengespräche und zahlreiche Interviews bieten einen unverbauten Zugang zu diesen Leuten, die so gläubig oder ungläubig wie viele andere waren, die sich in der k. u. k. Armee, bei der Freiwilligen Feuerwehr, in Theater- und Kulturvereinen engagiert hatten, bis man ihnen erklärte, dass sie nicht mehr erwünscht seien.

Über die NS-Zeit haben inzwischen viele gesprochen, geschrieben und Filme gedreht. Doch nur selten kamen diejenigen zu Wort, die am eigenen Leben erlitten hatten, was sich bösartige Gehirne für sie ausgedacht hatten. Das neue Museum für Zeitgeschichte bietet Gelegenheit, den Frauen und Männern zu begegnen, ihren Erzählungen zu folgen und ihnen zumindest nachträglich die gebührende Hochachtung zu erweisen.

Dass diese Ausstellung zustande kam, verdanken wir nicht nur den verantwortlichen Politikern, sondern auch der unermüdlichen Arbeit der Historiker, die aus den verwischten Spuren Dokumente und Objekte aufspürten, die ein doch recht klares Bild dessen ergeben, was jüdisches Leben im Bezirk war. Dank der unermüdlichen Arbeit der Kuratorin Dr. Keil und ihres Teams, der „Lokalhistoriker“ Dr. Werner Sulzgruber (Wiener Neustadt) und Dr. Johann Hagenhofer (Bucklige Welt) ist hier eine Erlebniswelt entstanden, in der jede Besucherin und jeder Besucher eingeladen ist, nachzuvollziehen, nachzudenken und niemals zu vergessen. ■

Michael Krebs

Das Museum ist Donnerstag bis Sonntag und Feiertag von 10 bis 17 Uhr geöffnet, Gruppenführungen gibt es gegen Anmeldung unter +43 2627 46530, Mag. Benedikt Wallner (Adresse: 2822 Bad Erlach, Hauptstraße 10).

© Harald Wrede



Bei der Eröffnung der Sonderausstellung